

149), „totgeweiht“ (im Gedicht einer Schülerin, TB 44), „unendgeldlich“ (TB 88), „einflechtet“ (statt einflicht, LK 15), „aussähen“ (für *conserere* LK 249). Auf das Durcheinander der sogenannten neuen Rechtschreibung gehen falsche Großschreibungen wie „nach Außen, nach Innen“ zurück (TB 162). Von einer gewissen Raschheit zeugt es, wenn H. die Folge der drei Attribute, die im Orakelspruch dem angedrohten Ungeheuer beigegeben sind (*saevum, ferum, vipereum*), zunächst als Klimax bezeichnet, unmittelbar darauf aber als Klimax mit Fragezeichen (LK 84f.). Wenn H. den „aus|drucks|starken Stil“ des Apuleius auch darin sieht, dass er Verben „mit Vorsilben versieht“, so gibt es dafür sicher bessere Beispiele als *remeare, recalcare* und *redire*, bei denen das Präfix durch den Zusammenhang begründet ist (LK 210).

Ich schließe mit einem Vorschlag. Dem Ovid-Verlag sollte ein Lektorat angebaut werden. Auch kleine Versehen können, wenn sie sich in einer gewissen Menge zeigen, den besten Eindruck eintrüben. Das Auge des Autors ist immer bestochen, ein kühler zweiter Blick entdeckt Fehler, Unstimmigkeiten und das eine und andere, was weggelassen werden könnte.

H. steckt Arbeit, Sachkunde und Berufsfreude in seine Hefte. Er sieht die Texte, mit denen er umgeht, in einem weiten Horizont und bringt ein übervolles Füllhorn mit. Die Lehrkraft, die mit ihren Schützlingen durch H.s einladende Tür tritt, braucht ein selbständiges Urteil und die Fähigkeit, aus einem reichen Angebot auszuwählen.

STEFAN STIRNEMANN

Polleichtner, W. (Hrsg., 2020): Nachdenken über Unterricht. Fallstudien zum Unterricht in Griechisch und Latein im Humanismus, Speyer, Kartoffeldruck-Verlag, 140 S., EUR 5,00 (ISBN 978-3-939-52642-1).

Wenn Wolfgang Polleichtner als Reihen- und Bandherausgeber in Personalunion den vierten Band der *Didaskalia* als Ansammlung von „Fallstudien“ deklariert, kommt dies einem recht unverblühten Eingeständnis extremer Heterogenität gleich. Tatsächlich bildet der vorliegende Tagungsband kaum ein organisches Ganzes, während man dem Programm des zugehörigen Tübinger Kolloquiums aus dem Jahre 2019 mit etwas Wohlwollen zumindest noch eine bunte Vielfalt zugutehalten kann, sofern das bei nur vier Vorträgen überhaupt möglich ist: Anja Wolkenhauer sprach über mnemotechnische Strategien des humanistischen Lernens, Polleichtner über die Rolle des Griechischunterrichts in der *Utopia* des Thomas Morus, Andreas Abele über die Darstellung des Schulalltags im Jesuitendrama und Severin Koster über das Plädoyer für die griechische Sprache in universitären Antrittsreden der Frühen Neuzeit.

Bei lediglich vier verschiedenen Themen und Stimmen bewirken freilich schon minimale Verschiebungen ein Ungleichgewicht: Die Ersetzung von Wolkenhauers Beitrag durch die von Lisa Abele vorgenommene fachdidaktische Aufbereitung des bereits von Andreas Abele vorgestellten *Drama de Divo Cassiano* ist dabei gleich in zweierlei Hinsicht unschön: Zum einen sorgt die Dopplung eines einzigen Primärtextes für einen unangemessenen Schwerpunkt, dem immerhin die Hälfte aller Beiträge gewidmet wird, zum anderen passt Lisa Abeles Zugang in seiner praktischen Ausrichtung nicht zu den übrigen Aufsätzen, die keine konkreten Vorschläge für den gegenwärtigen Lateinunterricht

erarbeiten, sondern eher reflektieren, wie die Humanisten den (zeitgenössischen) Unterricht darstellen.

Da es sich bei einer Rezension ja immer auch um eine Kaufempfehlung handelt, sei angesichts des überschaubaren Anschaffungspreises freilich auch auf den Vorteil dieser Gewichtung verwiesen: Wer sich aus lokalpatriotischen Gründen für den *Cassianus* des Matthaeus Rader SJ interessiert, dem kann der Erwerb des Bandes unbedenklich ans Herz gelegt werden – zusammen mit der von (Andreas) Abele für den weiteren Verlauf des Jahres 2020 angekündigten zweisprachigen und kommentierten Ausgabe, deren werbewirksame Inszenierung den eigentlichen Zweck beider Aufsätze zu diesem Thema darstellt. Dass die hiermit ausgesprochene Kaufempfehlung weit sarkastischer klingt, als sie gemeint ist, liegt dabei zuallererst in der durchaus ansprechenden Qualität der Beiträge von Andreas bzw. Lisa Abele begründet.

Andreas Abeles gut strukturierter Aufsatz skizziert als Kontexte des 1594 in München aufgeführten *Cassianus* zunächst die Stoffgeschichte der Märtyrerlegende, die Gattung des Jesuitendramas und das Erziehungs- und Bildungsideal der *pietas docta*. Vor diesem Hintergrund untersucht er dann die drei Handlungsträger des Stückes: die Titelfigur Cassian, dessen Unterlehrer Quintilius sowie die Schüler der beiden. Dabei arbeitet er überzeugend heraus, dass das Stück sein Interesse aus der vielschichtigen, keineswegs rein positiven Hauptfigur des Heiligen gewinnt, „die das Drama davor bewahrt, zu einer eher plumpen Präsentation von fixierten normativen hagiographischen Stereotypen zu werden“ (91). Obgleich Abele teilweise erschreckende sprachliche Schwächen offenbart, wenn er in diesem Zusammenhang von „Interessantheit“ spricht (ebd.) und wie-

derholt davon berichtet, wie eine Figur die andere „um Rat frägt“ (78) oder „abfrägt“ (86), wobei im ersten Fall auch noch der „vollkommen gefrustete Unterlehrer“ der Fragende ist (78), erweisen sich sein Abgleich der beiden Lehrerfiguren des Dramas mit den Prinzipien der jesuitischen Bildung sowie die Analyse des jeweils bei den Schülern erzielten Erfolges als äußerst aufschlussreich.

Den Vorschlägen Lisa Abeles zur Umsetzung des *Cassianus* im gymnasialen Lateinunterricht werden zunächst einige Überlegungen zu der in der Schule oft vernachlässigten Gattung des Dramas sowie zur Lektüre von Ganzschriften vorangestellt. In inhaltlicher Hinsicht arbeitet Abele insbesondere zwei Vorteile des gewählten Textes heraus: den von den Bildungsplänen geforderten Einbezug der christlichen (Neu-) Latinität sowie die Anbindung an die Lebenswirklichkeit der Schüler (96-98). Dann geht sie auf die sprachliche Dimension des Dramas ein, das den Schülern durch ein Überwiegen der Parataxe entgegenkomme (100), dem klassischen schulischen Lektürekanon bei der notwendigen Umwälzung spezifischer grammatikalischer Phänomene jedoch unterlegen sei. Methodisch stellt Abele das szenische Interpretieren in den Mittelpunkt der Texterschließung (101-103). Abschließend schlägt sie drei Stellen aus dem *Cassianus* zur Behandlung im Unterricht vor, deren Komik sich dem Leser erschließen und keine großen Verständnisschwierigkeiten bieten sollte.

Wer sich nicht durch diese beiden Beiträge zu einer Anschaffung des Bändchens bewegen sieht, könnte sich möglicherweise von Severin Kosters Aufsatz überzeugen lassen, der neben einer Paraphrase der 1602 in Wittenberg gehaltenen Antrittsrede Lorenz Rhodomanns nur allgemeine, aber durchaus wichtige und auf-

schlussreiche Anmerkungen zur historischen und textsortenspezifischen Kontextualisierung bietet. Der zentrale Erkenntnisgewinn der ‚Interpretation‘ in Form etlicher Belege für ein Abflauen des Interesses an der griechischen Sprache seit dem späten 16. Jahrhundert steht freilich bereits vor der eigentlichen ‚Analyse‘ fest (123), in deren Verlauf nur einige wenige Originalzitate (meist im Anschluss an die Paraphrase und ohne jegliche Seitennachweise) angeführt werden. Interessant ist so letztlich vor allem die – allerdings auch nicht gerade neue – Einsicht in die vielfältigen Möglichkeiten, die sich für den Neulateiner aus der Digitalisierung früher Drucke ergibt.

Im Gegensatz zu den drei anderen Beiträgern befasst Polleichtner sich mit einem Werk der Weltliteratur, was sich in erster Linie in einer weit über zweihundert Einträge umfassenden Bibliographie niederschlägt, die dem Aufsatz angehängt ist. In der *Utopia* des Thomas Morus erteilt der Erzähler Raphael Hythlodæus den Utopiern nämlich Griechischunterricht und zählt in der Folge auf, welche griechischen Bücher er nach Utopia gebracht haben will. Obgleich Polleichtner die erstere Stelle zitiert (25) und auch in Ansätzen interpretiert, ohne freilich zu überraschenden Erkenntnissen zu gelangen (25-28), liegt sein Schwerpunkt auf

der Frage, welche der von Hythlodæus mitgeführten Bücher zum (fiktiven!) Zeitpunkt von dessen Abreise noch nicht – oder zumindest noch nicht aus der Druckerei des von Hythlodæus erwähnten Aldus Manutius – vorgelegen hätten (vgl. insbesondere die Tabelle im Anhang des Aufsatzes, 54). Dieser für jedes einzelne Werk in ermüdender Ausführlichkeit und Umständlichkeit geführte Nachweis bringt die Deutung des Textes jedoch in keiner Weise voran; was immer in Polleichtners Beitrag stattdessen von einigem Interesse sein kann, ist aus der vorangegangenen Forschung kompiliert.

Erschreckender freilich ist die äußere Form, in der sich dieser Aufsatz präsentiert. Von typographischen Fehlleistungen wie der Ersetzung des Apostrophs durch das einfache Abführungszeichen, die alle Aufsätze betreffen und wohl dem Verlag anzulasten sind, einmal ganz abgesehen, scheint Polleichtners Text kaum lektoriert worden zu sein – Kohäsion wie Kohärenz lassen massiv zu wünschen übrig; stilistisch unschöne Wiederholungen und Parallelismen im Satzbau kommen noch hinzu. So stellt der thematisch vielleicht interessanteste Beitrag des Bandes aufgrund der nachlässigen Ausarbeitung letztlich seine größte Schwachstelle dar – und bildet den Hauptgrund für eine eher zurückhaltende Bewertung der Publikation.

HEIKO ULLRICH